

## Vortrag von Dr. Hanno Loewy, 25. September 2025 in Heiden



Hanno Loewy  
25.9.2025

### Empathie im Zeichen der neuen Weltordnung?

Sehr geehrte Damen und Herren, lieber Herr Süess,  
ich danke Ihnen für die Einladung, in Heiden zu sprechen. Ein Ort, der mit Empathie so viel zu tun hat, jedenfalls mit dem Versuch, Empathie zu leben.

Ein Versuch, der nicht immer von Erfolg gekrönt war und heute mehr denn je in Misskredit gebracht wird, jeden Tag aufs Neue. In einem podcast hat Elon Musk das neue Credo einer Politik des Recht des Stärkeren erst kürzlich auf den Punkt gebracht:

**«Die fundamentale Schwäche der westlichen Zivilisation ist die Empathie.»**

Ich muss gestehen, ich habe mich mit dem Versuch, diese Rede zu schreiben, mehr herumgequält, als ich es sonst tue. Denn sie berührt so viel Schmerzliches, sie berührt Tabus, Dinge die man gar nicht aussprechen will. Vorgestern haben Jüdinnen und Juden in aller Welt das Neujahrsfest gefeiert. Und damit den Beginn der Busstuge, die mit dem Versöhnungstag in einer Woche enden. Man tauscht in diesen Tagen Grüsse aus, fromme Wünsche für ein süsses neues Jahr, man versucht, im Netz irgendeine originelle Grusskarte zu finden. Ich war nicht der einzige, dem dies schwerer fiel als je zuvor. Ich habe keine Grusskarte gefunden, die auch nur einen Hauch jener Bitterkeit vermitteln würde, die dieses Jahr an die Stelle der rituell geforderten Süsse getreten ist.

Stattdessen sind mir Bilder davon vor Augen getreten, wie seit Jahren, und jedes Jahr mehr als zuvor, Empathie verlacht und mit Füessen getreten wird. Um Platz zu machen, für eine neue Weltordnung, die jede Scham vergessen lassen soll. Eine Weltordnung der Raubritter.

Und eine andere Erinnerung schiebt sich zwischen diese Bilder des neuen Raubrittertums: Zweimal wurden die hohen Feiertage davon geprägt, dass der Staat Israel überfallen wurde, einmal vor 52 Jahren von aussen, das zweite Mal hingegen in einem terroristischen Massaker, das zugleich ein Ausbruch aus einer Art Gefängnis in seinem Innern war, aus einem Unort, einem Alptraum, der wie man metaphorisch so sagt, Monster gebiert. Doch es waren Menschen, die zeigten, dass sie zu genozidaler Gewalt bereit waren. Sie hinterliessen ein Trauma. Beide Male war dieses Trauma mit einem gefährlichen Traum verbunden – der Illusion endlich unverwundbar zu sein – gepanzert nach Aussen, gepanzert nach innen. Der Illusion, aus der jüdischen Geschichte einer verfolgten Diaspora die richtige Lehre gezogen zu haben, die Lehre, immer der Stärkere sein zu müssen, das «wir» und das «die anderen» sauber trennen zu können. Nur noch für sich zu sein. Auch das gehört zu den Bildern, die einem in diesen Tagen vor Augen stehen.

Ich bin gross geworden in einer Nachkriegszeit, die von einem anderen Traum geprägt war. Auch dem meiner Eltern, die Israel in den 1950er Jahren verlassen haben, als sich das fatale «wir» und die «anderen» dort schon abzeichnete. Sie sind zurückgekehrt nach Europa, in eine Welt, in der sich zwar bis an die Zähne bewaffnete Blöcke gegenüberstanden, der Westen und der Osten, Ideologien des Individualismus und des Kollektivismus. Doch beide Blöcke standen – so ihr Selbstbild – für verschiedene, wenn auch gegensätzliche Formen von Universalismus, für Ideen: Werte die sie freilich beide fortwährend verrieten – in Vietnam und in Prag, in den Schauprozessen Moskaus und in den Anhörungen McCarthys, im Elend der Billigproduktion am sogenannten Ende der Welt oder in den Arbeitslagern am russischen Polarkreis, und natürlich auch im Alltagsrassismus, den es in West und Ost gleichermaßen gab.

Aber – die Werte, die sie verrieten, man konnte sie dennoch einklagen, für sie kämpfen, vielleicht auch für etwas jenseits dieser Weltordnung der Blöcke. Nicht für kulturelle Werte, sondern für eine Rechtsordnung die auf den Menschenrechten basieren sollte. Und das heisst auf Empathie, der gleichen Achtung allen menschlichen Lebens.

Der Verrat an diesem Universalismus konnte in jenen – gegenüber heute geradezu idyllischen Zeiten – unterschiedliche Formen annehmen. Hier ein naheliegendes Beispiel:

Am 22. Mai 1958 erreichte den Chef der Abteilung für internationale Organisationen des Eidgenössischen Politischen Departements in Bern, also des Aussenministeriums, ein Brief aus Bregenz.

Es ging um ein aus Bern versandtes Exemplar der Zeitschrift der christlich und antikommunistisch geprägten Nichtregierungsorganisation «Moralische Aufrüstung», die im Kalten Krieg sogenannte «westliche Werte» vertrat, sich für eine Weltgemeinschaft auf der Basis des Christentums engagierte. Die Schweiz war zwar «neutral» – aber sie verortete sich doch ganz und gar im Westen.

Die Titelheldin dieser im Mai versandten Ausgabe der «Moralischen Aufrüstung» kam in Bregenz freilich nicht gut an. Sie war schwarz, die bekannte US-amerikanische Sängerin Muriel Smith, die sich als Aktivistin in den Dienst der Bewegung gestellt hatte.

«Ich darf erwähnen,» so heisst es in dem Brief, «dass mir der Gründer dieser Bewegung, Herr Buchmann, ein gebürtiger Amerikaner st. gallischer Abstammung, persönlich bekannt ist, waren wir doch mehrere Jahre Nachbarn in der Gemeinde Germantown bei Philadelphia.» Und trotz seiner Sympathie für die Bewegung der «moralischen Aufrüstung» übte der Briefschreiber doch scharfe Kritik, denn zur Bewegung gehörten so schrieb er entsetzt offenbar immer mehr Vertreter «primitiver Naturvölker, indem sie (die Bewegung) glaubt, diese den weissen Europäern gleichstellen zu sollen. Damit begeht sie unbewusster Weise einen Einbruch in die Kultur des Abendlandes, das die europäischen Völker zu beschützen haben. Die Schwarzen können aber unmöglich die Kluft der Zivilisation der weissen Völker durch die Annäherung an die weisse Rasse durch Teilnahme mit dieser an ethischen und wissenschaftlichen Diskussionen überbrücken, was ja die Gleichstellung der schwarzen mit der weissen Rasse in den Vereinigten Staaten mit ihren ungeahnten Auswirkungen deutlich zeigt.» Und der Autor des Briefes zitierte den Südafrikanischen Apartheid-Präsidenten mit den Worten «Was Gott getrennt hat, soll der Mensch nicht zusammenfügen.» Ganz besonders abgestossen hat ihn offenkundig die Vorstellung, mit schwarzen in einen ethischen Dialog treten zu müssen, also letztlich in das was, Kommunikation zwischen Menschen besonders macht. Ein Dialog zwischen Wesen, die zwischen Gut und Böse unterscheiden. Und die einander in der Fähigkeit dazu anerkennen.

Vor dem Hintergrund der Weltordnung jener Zeit der 1950er Jahre (im Zeichen der gerade mit grossem Erfolg gefeierten «family of men») waren solche Stimmen zwar durchaus noch oft zu hören, aber irgendwie schon auf dem Rückzug, sie galten als antiquiert, outdated, als provinziell. Heute, so scheint es hingegen, ist eben jene damals neue Weltordnung offenbar selbst schon wieder antiquiert und outdated, viel zu universell gedacht. In Zeiten, in denen es offenbar so wenig Zukunftshoffnung gibt, dass jeder und jede einen Zaun, eine Mauer um sich und sein eigenes zu bauen beginnt, sich nur noch mit der eigenen Identität beschäftigen will. Und zugleich einen neidischen Blick über den Zaun auf den Garten des Nachbarn wirft.

Doch bevor wir uns genauer damit beschäftigen, in welche Weltordnung wir offenbar inzwischen eingetreten sind, schauen wir uns doch erst einmal an, was mit «Empathie» einmal gemeint war.

Was ist das: «Empathie»? Und um ein Missverständnis von Beginn an auszuräumen: was unterscheidet Empathie von Liebe?

Während die Liebe dazu neigt von ihrem Objekt Besitz ergreifen zu wollen – und deshalb auch so leicht in Hass umschlagen kann, wenn sie nicht erwidert wird, macht die Fähigkeit zur Empathie keinen Unterschied: sie ist die soziale Fähigkeit, menschliches Zusammenleben auch jenseits von Identität zu ermöglichen. Sie ermöglicht den Perspektivenwechsel, der uns befähigt, uns selbst zu relativieren. Sie befähigt uns, den Schmerz anderer zu empfinden, und sie macht es uns schwerer, den Schmerz anderer zu ignorieren. Vor allem ist Empathie die Voraussetzung der Anerkennung der Menschenwürde, also jener wie Kant es unübertrefflich formulierte, jedem Menschen unverdient, natürlich innewohnenden Qualität und Autonomie. Kant war es auch, der diese Anerkennung der Menschenwürde daran knüpfte, dass kein Mensch das Recht habe, einen anderen als blosses Objekt zu behandeln, weder als nützliches Objekt noch als Hindernis, das aus dem Weg zu räumen sei.

Kant war freilich auch der erste, der auf die Gefahr des Missbrauchs von «Empathie» durch Politiker in einer «Volksherrschaft», also in einer Demokratie hinwies, auf die Macht der Worte und der Demagogie. Die Fähigkeit zur Einfühlung in das Ressentiment wird so zur Herrschaftstechnik, einer Herrschaftstechnik die darauf beruht, die Machtlosen dazu zu verführen, an jener Allmacht zu schnuppern, teilzuhaben, die sie den Führern erst verleihen, indem sie selbst jede Verantwortung für das eigene Handeln abgeben. Sich selbst in die absolute Empathielosigkeit einüben.

Mir fällt es zusehends schwerer die Bilder der Empathielosigkeit zu vergessen, die sich wie tageshelle Alpträume vor das innere Auge drängen. Emblematische Bilder.

Als 2015 Flüchtlinge aus Syrien zu tausenden dem Inferno des Bürgerkriegs entkommen wollten und nach Europa drängten, wurde in Ungarn eine Kamerafrau gefeiert. Während sie auf irgendeinem ungarischen Acker, über den syrische Flüchtlinge von irgendwo nach irgendwo rannten, um nicht wieder abgeschoben zu werden, für einen rechtsradikalen ungarischen Sender Aufnahmen machte, hatte sie nebenbei noch Zeit genug, um einem Familienvater mit Kind auf dem Arm, ein Bein zu stellen, so dass dieser stürzte, und einem kleinen Mädchen gegen das Schienbein zu treten. Die Aufnahmen, die andere Pressevertreter von ihr und ihrem zynischen Zeitvertreib machten, gingen um die Welt. Später fand sie Arbeit bei Präsident Orbán und seiner Regierung unmittelbar nahestehenden Medien. Die öffentliche Entrüstung über ihr Verhalten, war keineswegs geeignet, dem illiberalen Regime zu schaden, im Gegenteil, die tausendfach gelikten Aufnahmen der stürzenden Flüchtlinge, trug noch zur Popularität Orbáns bei. Der sich als Verteidiger des christlichen Abendlandes in Szene setzte.

Und so geht es auch den Aufnahmen der US-amerikanischen Einwanderungspolizei der Gegenwart, die im Internet omnipräsent sind. Die einen schauen mit Entsetzen auf die Bilder, die die Schlägertrupps von ICE zeigen, wie sie mit äusserster Brutalität zumeist vollkommen unschuldige Menschen in Lager verschleppen, ohne jede legale Grundlage. Ausser den Dekreten eines Präsidenten, der sich darauf verlässt, dass keine Justiz der Welt mehr mit dem Tempo seiner Verordnungen Schritt halten kann, und für seine Fans gerechtfertigt mit dem Blick auf die Hautfarbe der Verschleppten. Doch seine ureigenste Wählerbasis hält diese Brutalität für jene «moralische Aufrüstung», für die christliche Evangelikale in den USA seit vielen Jahren kämpfen, und die nichts mehr mit christlichem Universalismus zu tun hat, sondern mit der Fantasie einer zu verteidigenden white supremacy.

Diejenigen, deren Pflicht es wäre, die universalen Versprechen der amerikanischen Verfassung zu schützen, sie beugen sich den unverhohlenen Drohungen eines Diktators, die vor niemanden Halt machen: weder vor Automobilkonzernen, die sich Ausnahmen von Zöllen durch Loyalitätsschwüre abkaufen lassen, noch vor Law firms, die einknicken, wenn die Regierung ihnen mit dem Entzug von Zulassungen droht, nicht vor Medienkonzernen die kritische Journalisten entlassen, wenn ein Anruf aus dem Weissen Haus kommt und erst recht nicht vor Universitätsleitungen, die sich mit Mittelkürzungen erpressen lassen, öffentlichen Demütigungen, die mit angeblichem Kampf gegen Antisemitismus gerechtfertigt werden. Dem Gipfel des Zynismus.

Zur gleichen Zeit spielt sich vor unser aller Augen der Horror eines Krieges ab, der inzwischen kein Krieg mehr ist sondern etwas anderes. Die Vernichtung aller Lebensgrundlagen im Gazastreifen. Jedenfalls für seine jetzigen Bewohnerinnen und Bewohner. Darüber, wie diese offensichtlichen Kriegsverbrechen benannt werden können, ist selbst ein Krieg der Worte entbrannt, in dem es nicht immer darum zu gehen scheint, zu verstehen, was geschieht, sondern nur noch darum den jeweils anderen zu delegitimieren, seine Existenz als solche in Frage zu stellen, ihm jedes Recht abzusprechen, dort zu leben. Genozidal ist das Vorgehen Israels in Gaza allemal. Aber solche Begriffe dienen leider zugleich als Waffe. Gegenseitig wirft man mit Metaphern um sich, die den Vergleich mit dem Holocaust evozieren sollen. Gaza, das neue Warschauer Ghetto? Die Hamas, schlimmer als die Nazis, wie manche Israelis behaupten?

Ein anderer Vergleich würde weiterführen, aber er passt beiden Seiten nicht ins Konzept ihrer Selbstrechtfertigungen: Der türkische Genozid an den Armeniern. Bis heute geleugnet, und dennoch unbestreitbar. Aber auch dieser Vergleich hinkt, wie jeder Vergleich.

Israelis sind in diesem Kampfgetümmel der Rechtfertigungen entweder «Siedlerkolonialisten», die als Fremde in Palästina nichts zu suchen haben, es sei denn als «Gäste», sind nicht mehr Menschen, die menschliche Irrtümer und Verbrechen begehen, sondern nur noch «Zionisten», eine abstrakte Kategorie. Von anderen werden sie hingegen als «auserwähltes Volk» in seiner von Gott versprochenen Heimat angesehen und den islamischen «Barbaren» entgegengestellt, und sie sollen für die Festung Europa die Drecksarbeit machen. Und die Palästinenser? Den einen gelten sie als das wahre indigene Volk, das die Weltherrschaft der Kolonialisten brechen soll, auch wenn sie dafür ihre Kinder opfern müssen, anderen hingegen leugnen einfach ihre Existenz (Palästinenser gibt es gar nicht) oder steigern sich in einen Rausch der Dehumanisierung. Dann geht es nur noch um «Tiere», die zu vertreiben sind, wie es manche israelischen Politiker ohne jede Scham formulieren.

Ja, die israelische Politik nimmt längst kein Blatt vor den Mund. Und es sind nicht nur die offenkundig faschistischen Mitglieder von Netanjahus Kriegskabinet. Also Radikale wie Finanzminister Bezalel Smotrich, der unlängst in einer Talk Show wieder einmal ganz offen davon sprach, die palästinensische Bevölkerung des Gebiets gewaltsam zu vertreiben, und den Gazastreifen in eine (Zitat) «Immobilien-Goldgrube» zu verwandeln. Worüber er im Übrigen mit amerikanischen Investoren schon in konkrete Gespräche eingetreten sei. Der menschenverachtende Zynismus, in dem über solche Pläne vor Publikum ganz unverfroren gesprochen wird, ist Teil des Programms, er ist eine Einübung in Taten. Die bei Neubauprojekten übliche teure Phase der Zerstörung sei bereits abgeschlossen, verkündete

Smotrich grinsend. Nun müsse man mit dem Neubau jüdischer Siedlungen beginnen, was deutlich günstiger sei. Der entsprechende Geschäftsplan läge schon auf Trumps Schreibtisch.

Premier Netanjahu selbst wiederum hat, ebenfalls vor wenigen Tagen, die Metapher der Empathielosigkeit schlechthin als Zukunft seines Landes beschworen: «Sparta».

Nein, ein «Super-Sparta» wird es so Netanjahu sein. Wobei eine solche Steigerung gar nicht nötig ist, um die Botschaft zu verstehen: Sparta, also jener in selbstgewählte Isolation eingemauerte griechische Stadtstaat, in dem Neugeborene selektiert wurden, ob sie stark genug wären, oder – wenn zu schwach – dem Tod preisgegeben wurden. Jener Staat, der seine Kinder ab dem 7. Lebensjahr zu Soldaten ausbildete. Jene anti-empathische Festung, die am Ende zusammenschumpfte, bis nur noch 700 freie Bürger übrigblieben. Und so dem Untergang entgegen ging.

Was bleibt in einem solchen apokalyptischen Denken dann noch, ausser der Mythos des Nationalheiligtums Masada, jene Wüstenfestung, in der sich am Ende eines jüdischen Aufstands gegen die römische Herrschaft religiös-nationalistische Fanatiker einschlossen, um am Ende ihre Frauen und Kinder zu ermorden und schliesslich sich selbst. Die terroristische Gewalt der Hamas, die die Palästinenser zur Geisel ihrer eigenen Allmachtsfantasie gemacht hat, sie beginnt sich in solchen Fantasien zu spiegeln. Am Ende weiss man nicht mehr, wer eigentlich wen spiegelt. Die Geiseln in der Hand der Hamas (oder vielleicht auch anderen bewaffneten Banden im Gazastreifen) interessieren beide: die israelische Regierung und die Hamas, nur noch als Gegenstand der eigenen Propaganda.

Bestärkt und beklatscht wird Israel dabei von eben jenen Evangelikalen, für die der Wahlsieg Trumps den Weg zur Wiedererrichtung des Tempels bahnen und damit das Ende der Tage einleiten soll. Die Juden sind in ihren Augen vor allem eines: Symbol für den finalen Triumph christlicher Apokalyptik. Israel ist da nur eine Funktion in einem messianischen Heilsplan, ein Werkzeug göttlicher Pläne, das sich am Ende selbst erledigt.

Bestärkt und beklatscht wird Israel auch von jenen, die die Angst vor der Zukunft in eine Welt der Festungen münden lassen wollen. Trumps Mauern und Dekrete und die Schlägertruppe seiner Einwanderungspolizei sollen das Elend der weissen USA vor den Migrant\*innen aus dem Süden schützen, auch wenn der Arbeitsmarkt zusammenbricht. Und wenn die Statistik Trump nicht gefällt, dann wird eben die Chefin der dafür zuständigen Behörde entlassen. Europa soll sich in seinen Augen vor allem darum kümmern, seine Grenzen dicht zu machen und seine Migrant\*innen nach Hause schicken, auch wenn am Ende keiner mehr die Renten bezahlt. Und statt einem freien Markt soll nun ein System von Strafzöllen den Warenverkehr regeln, also ein System von Drohungen und Erpressungen. Eine Welt wäre das, in der auf dem Weg in den Abgrund die Stärkeren die anderen vorausschicken, um am Ende selbst unterzugehen.

Die palästinensischen Fahnen hingegen, sie wehen oft genug in den Händen von Europäern, für die die Palästinenser nichts weiter sind als Symbole des Untergangs des Westens und des Kolonialismus. Und dabei gar nicht merken, dass sie genauso von Identität und Reinheit, von ethnischem Nationalismus besessen sind, wie ihre Gegner. BDS, die antiisraelische Boykottbewegung, fordert nicht nur die Einstellung von Waffenlieferungen an Israel, worüber immerhin schon der deutsche Bundeskanzler nachgedacht und dann erst einmal wieder gekniffen hat, sondern die nebulöse Befreiung von «arabischem Boden». Als ob die alten Träume von «Blut und Boden» nun plötzlich eine absurde Wiederauferstehung feiern. Und statt Besatzungspolitik zu bekämpfen und politische und soziale Gleichberechtigung zu fordern, übt man sich auch auf manchen Demonstrationen für Palästina in den gewaltsamen Wettkampf ein, wer denn nun die wahren indigenen, also die wirklich echten und einzigen Eingeborenen jenes Küstenstreifens zwischen «the river and the sea» sind, eine Parole, die übrigens die israelische Rechte vor vielen Jahren, lange vor Hamas erfunden hat, um den Anspruch auf ganz Palästina zu erheben. So streitet man sich darüber, wer das Recht hat, dort über die anderen zu herrschen. Statt an die entwaffnende Tatsache zu erinnern, dass wir am Ende eigentlich alle aus Afrika stammen.

Und bei allem vergessen wir fast den Krieg vor unserer Haustür. Den neuen Zaren in Moskau interessieren universelle Werte genauso wenig. Auch wenn ein paar unverbesserliche Kommunisten immer noch an Russland glauben. Putin umgibt sich mit den Insignien der Ostkirche und der Erinnerung an die Grösse vergangener Zeiten. Make Russia great again. Was Trump bisher noch nicht ganz ernst meint, der Landraub an seinen Nachbarn, der Griff über den Zaun in Nachbars Garten, die aberwitzigen Drohungen gegenüber Kanada und Dänemark, hat ihm Putin längst vorgemacht. Seinen Aufstieg hat der frühere Folterexperte des russischen Geheimdienstes mit einem Vernichtungskrieg gegen eine abtrünnige muslimische Provinz seines Reiches begonnen. Danach sah Grosny, die Hauptstadt Tschetscheniens, dem Gaza von heute durchaus nicht unähnlich. Und die jüngsten Provokationen an der polnischen Grenze zeigen allzu deutlich, dass man sich über die Rationalität von Putins Expansionismus nicht allzu viele Illusionen machen sollte.

Ost und West sind heute keine Blöcke mehr, die mit konkurrierenden, aber sich durchaus universalistisch verstehenden Ideen verbunden werden könnten. Weder Elon Musk noch Donald Trump haben noch etwas mit dem «Westen», an den so viele einmal glaubten zu tun. Jener Westen, der an Empathie erkrankt wäre. Sowie Putin davon überzeugt ist, dass der Osten einmal an Solidarität erkrankt war, mit der er gründlich aufgeräumt hat. Elon Musk hat nicht nur den Hitlergruss wieder salonfähig gemacht, das war eher ein Scherz für die eigene Fangemeinde, der man demonstrierte, dass man auch dieses letzte Tabu mühelos zu brechen imstande sei. Musk hat vor allem die Kettensäge zur politischen Metapher der Gegenwart erhoben, so wie es auch sein libertär-faschistischer Bruder im Geiste getan hat, Javier Milei in Argentinien. Der übrigens nach eigenen Worten seit einiger Zeit eine Tora-Schule besucht, um zum Judentum überzutreten. Was auch immer er sich davon verspricht. Sicherlich jedenfalls höhere Weihen für seine Utopie der Zerschlagung des Rechts.

Wir aber müssen uns nun daran gewöhnen, mit einer multipolaren Weltordnung zurecht zu kommen, einem Europa zwischen faschistischen und ethno-nationalistischen Diktatoren in Ländern, die einst unsere «Schutzmächte» waren, eine Welt, in der autoritäre Potentaten wie Trump und Putin, aber auch Netanjahu und Milei, Orban oder Erdogan, Khamenei oder Modri der «offenen Gesellschaft» und dem Versuch eines Zusammenlebens in Vielfalt den Kampf angesagt haben. Und dies in aller Öffentlichkeit, so wie Trump erst am Dienstag in der UN-Vollversammlung.

Europa wird sich zwischen diesen neuen Machtblöcken entweder gemeinsam zurechtfinden und sich selbst und den Raum des Rechts, den die EU trotz allem recht erfolgreich geschaffen hat, verteidigen müssen, oder vollends zum Spielball werden. Auch in Europa stehen genug Politiker bereit, die sich an dem Spiel der Potentaten, in Europa alle gegeneinander auszuspielen, gerne beteiligen, um inmitten dieser Ohnmacht selbst noch die Illusion von eigener Macht aufrechtzuerhalten. Ich hätte nie geglaubt, ich würde irgendwann einmal einer europäischen Aufrüstung das Wort reden müssen, und schon gar nicht am Ort einer Friedensstation. Aber das Friedensprojekt der EU, jene kostbare Errungenschaft, die aus der Katastrophe des Weltkriegs und der Shoah hervorging, (und die man in der Schweiz quasi im Huckepackverfahren geschenkt bekommen hat, ohne sich wirklich deklarieren zu müssen) sie hat allzu lange Zeit von einer Illusion gezehrt, nämlich dem immerwährenden Schutz durch die USA. Doch dieser Schutz war nur das Produkt einer globalen Machtbalance, auf Kosten eines Teils von Europa, ein Preis den man allzu gerne dafür bezahlte.

Von dieser Illusion ist nichts übrig. Die USA als vorbildliche Verfassungsation hat sich in den anti-legalen und antidemokratischen Ausnahmezustand von täglichen fake-news und präsidentialen Dekreten verabschiedet, und Russland hat seine erschöpfte kommunistisch-universalistische Verkleidung, genannt «Sowjetunion», abgeworfen und lebt nun wieder seine eigenen zaristischen Grossmachtträume.

Wo also finden wir da noch Quellen der Empathie. Jene Fähigkeit, im anderen einen Partner und nicht nur ein Objekt, ein Werkzeug, ein Hindernis zu sehen. Jene Fähigkeit, die einem menschlichen Gemeinwesen langfristig das Überleben sichert. Vielleicht darin, dass wir inzwischen doch die Segnungen eines Lebens zwischen durchlässigen Grenzen schätzen gelernt haben. Tatsächlich etwas verstanden haben? Ich weiss es nicht.

Aber im Grunde finden wir diese Quellen vor der Haustür, gerade hier. Zum Beispiel in der Unfähigkeit mancher Menschen, Böses zu tun. In der Unfähigkeit, Geflüchtete zurückstossen, wie sie gerade in dieser Grenzregion, gar nicht so wenige Menschen einmal auszeichnete. Und deswegen erinnern wir an sie, an die Geflüchteten genauso wie ihre Helfer.

Die Motive zu helfen, konnten sehr unterschiedlich sein. Und nicht immer war es vielleicht Empathie. Vielleicht war es manchmal auch Liebe. Und ich muss am Ende noch einmal darauf zurückkommen, warum ich der Empathie am Ende mehr zutraue, als der Liebe. Auch unsere Bewunderung für die Helferinnen und Helfer von damals braucht den kritischen Blick. Und vielleicht manchmal auch die Hoffnung, dass Menschen über die Liebe hinausgehen konnten, und zur Empathie fähig sein würden.

Der Bregenzer Autor des Briefes vom 22. Mai 1958 ist für mich so ein Mensch auf der Schwelle zwischen Liebe und Empathie, zwischen der exklusiven Beziehung, die den anderen auch vereinnahmen kann, und der Achtung vor der Menschenwürde des anderen, jedes und jeder anderen. Der Autor war natürlich kein Bregenzer, sondern er versah dort nur seinen Dienst als Schweizer Konsul: es war Carl Lutz, der sich so entschieden um den Vorrang der weissen Rasse Sorgen machte. Er war zweifellos ein stiller und zu bewundernder Held. Er rettete tausenden von Juden und Jüdinnen das Leben.

Ob er den gleichen Einsatz auch für schwarze Flüchtlinge gewagt hätte? Für Menschen, die in seinem christlich geprägten Weltbild offenbar nicht die gleiche Bedeutung hatten, ja die in seiner Vorstellung von ethischem Dialog keinen Platz als Subjekte einnehmen, keine ebenbürtige Menschenwürde besitzen konnten?

Zum kritischen, oder einfach nur wahrheitsgemässen Blick auf die Menschen, die damals geholfen haben, gehört auch die Anerkennung menschlicher Defizite. Manche können auch schmerzlich sein. Und viele einfach allzu verständlich. Auch Helferinnen und Helfer sind leicht überfordert, wenn die Hilfebedürftigen nicht dem eigenen Selbstbild entsprechen. Die jüdischen Frauen, die das Kinderheim, das «Wartheim» hier in Heiden während des Krieges betreuten, sie konnten dem Trauma der hierhin geretteten jüdischen Kinder nicht immer mit Empathie begegnen, sondern oft nur mit Strenge. Und auch sie konnten nicht immer ahnen, wie bedürftig ihre Schutzbefohlenen tatsächlich waren – oder es werden würden. Noch im Sommer 1938 schickten sie so manche, hier her zur Erholung gesandte, jüdische Kinder nach Wien zurück, zum gleichen Zeitpunkt, als andere auf illegalem Wege über den Rhein flüchteten, und blieben – und so ihr Leben retten konnten. Und kaum eine der Helfer:innen im Wartheim verstand die ganze Tragweite der Traumatisierung von Kindern, die ihre Eltern oft genug niemals wiedersahen und selbst Schuldgefühle entwickelten, sie zurückgelassen zu haben.

Solche widersprüchlichen Gefühle von Traumatisierung und empfundener Schuld, wo tatsächlich gar keine war, sie standen an der Wiege des «Nie wieder!» der Nachkriegszeit, das Menschen wie Elon Musk heute so gerne verächtlich machen.

Jenes «Nie wieder!» das Eingang in die Charta der Menschenrechte gefunden hat, in das Genozidverbot des internationalen Rechts, oder auch in die bundesdeutsche Verfassung: «Die Würde des Menschen ist unantastbar». Fritz Bauer, der jüdische Generalstaatsanwalt Hessens, selber ein Flüchtling und Rückkehrer, liess diesen Grundsatz der Verfassung am Frankfurter Landesgericht anbringen, als Mahnung nicht an die dort Verurteilten, sondern an die Richter und Richterinnen.

Die Beschäftigung mit den Geflüchteten und Fluchthelfer:innen der Jahre 1933-45 wird sich nicht nur all den Motiven widmen müssen, die damals Hilfe ermöglichten, sie wird sich all denen widmen müssen, die damals Hilfe brauchten: Jüdinnen und Juden, Gegner:innen der Nazis, Homosexuellen und zu Zwangsarbeit Verschleppten, Kriegsgefangenen genauso, wie Menschen, die davor davonliefen, in einem verbrecherischen Krieg dienen zu müssen.

Wenn heute im benachbarten Thurgau endlich eine kritische Beschäftigung beginnt, mit der auch für Schweizer Verhältnisse besonders beschämenden Flüchtlings- oder genauer Abweisungspolitik des Kantons in jenen Jahren, dann sollte sie sich sicher nicht – wie es derzeit offenbar anklingt – davon leiten lassen, jüdischen Flüchtlingen eine exklusive Aufmerksamkeit zu widmen, und all die anderen, die damals aus Not hierher kamen zu vergessen.

Und wir sind dankbar, dass unsere Schweizer Partner in den verschiedenen Projekten, die wir als Museum knapp jenseits der Grenze, zur Erinnerung an die Geflüchteten derzeit realisieren, das genauso sehen, allen voran der Schweizerische Israelitische Gemeindebund. So ist das Schweizer Memorial, dessen Vermittlungszentrum zum Thema Flucht wir an den Grenze bei Diepoldsau vorbereiten dürfen, dezidiert ein Memorial für alle Opfer des NS. So wie auch unsere Ausstellung «Rettende Schweiz!», die wir gemeinsam mit dem Museum Prestegg in Altstätten entwickelt und vor knapp vier Wochen eröffnet haben, allen Geflüchteten und ihren Fluchthelfer:innen gewidmet. Und schliesslich erzählen die von uns eingerichteten Hörstationen entlang der Grenze, die schon seit 2022 an den historischen Orten der Flucht, aber auch im Netz unter «[ueber-die-grenze](#)», an Geflüchtete und Fluchthelfer:innen erinnern, von den unterschiedlichsten Menschen, Motiven und Schicksalen.

Der Streit darüber, was das «Nie wieder!» zu bedeuten hat, und wem es sich zuwenden soll, ist heute heftiger denn je. Schon vor Jahren hat Yehuda Elkana, der israelische Philosoph sich gefragt, ob es eigentlich heisse «das solle nie wieder geschehen!» – oder «das solle **uns** nie wieder geschehen!» Das Holocaust Museum in Washington hat vor wenigen Wochen erleben müssen, wegen eines Postings mit Drohungen überzogen zu werden. Angesichts der eskalierenden Polizeigewalt, den Lagern und Deportationen in den USA, hatte es an die universelle Gültigkeit des «Nie wieder!» erinnert. Um hernach öffentlich beschuldigt zu werden, damit Antisemitismus zu befördern, weil manche das «Nie wieder» offenbar auf Gaza bezogen. Das Museum, dessen ganzes Ethos einmal darin bestanden hat, diese universelle «Nie wieder!» zu befördern, wurde gezwungen sich öffentlich zu entschuldigen. Eine der vielen Kniefälle im Untergang der amerikanischen Demokratie dieser Tage.

Es braucht Standfestigkeit. Aber hier haben wir ja noch leicht reden. Arbeiten wir daran, dass es so bleibt.